

Freddy steht auf der Veranda und brüllt ins Telefon, als das Taxi vorfährt. Sein Gesprächspartner, wer es auch sein mag, ist offenbar ein *pinche pendejo* und kann Freddy verdammt noch mal am *culo* lecken.

»Hast du Hunger?«, ruft er Malone zu, während der den Fahrer bezahlt. »Meine Mutter macht Hühnchen.«

»Nee, danke, ich hatte ein großes Frühstück.« Als Malone das letzte Mal Freddys Einladung zum Essen mit dessen Mutter annahm – es gab eine Art Ziegeneintopf –, saß er eine Woche lang auf dem Klo fest. Beim Gedanken daran dreht sich ihm jetzt noch der Magen um.

Er geht die Einfahrt hinauf, vorbei an zwei von Freddys Lakaaien, die mit Eimern und Lappen einen alten Crown Victoria waschen. Freddy springt um sie herum und zeigt ihnen Stellen, die sie vergessen haben. Er ist klein, drahtig und wiegt noch genauso viel wie damals, als er in den Boxclubs der ganzen Stadt kämpfte. Haar und Kinnbart werden langsam grau, aber er hat noch immer den federnden Schritt eines Boxers und bewegt sich beängstigend schnell.

»Schau mal, das ist deine Karre«, sagt er zu Malone.

»Ein Drogenschlitten.«

»Hab ich ersteigert, zu einem Spottpreis.«

Im Garten spielt eine ganze Meute Kinder. Ein paar kicken einen Fußball umher, andere skandieren irgendeinen Singsang und klatschen dazu rhythmisch in die Hände. Es wimmelt hier immer von Kindern: Freddys Söhne und Töchter, Nichten und Neffen, sogar ein paar Enkel sind dabei. Malone kann sie nicht auseinanderhalten, und sie machen ihn noch nervöser, als er ohnehin schon ist. Sobald eins von ihnen auf die Nase fällt oder weint, muss er sich zusammenreißen, um nicht hinzulaufen und es hochzuheben. Jedes Wimmern trifft ihn ins Mark und treibt ihm einen Kloß in den Hals.

Freddy und er gehen hinein und in die Küche. Auf dem Weg zeigt Freddy ihm ein paar neue Möbel, die er gerade bei IKEA in San Diego gekauft hat.

»Der da heißt Gustav«, sagt er. »Kannst du das fassen? Ein verdammter Stuhl, der Gustav heißt.« Er tätschelt dem Stuhl die Lehne. »Hallo Gustav, wie geht's denn so?«

Seine Frau und seine Mutter schneiden Gemüse. Malone sagt *hola*, sie lächeln und nicken ihm zu. Freddy nimmt ein Budweiser aus dem Kühlschrank. »Willst du ein Bier oder 'ne Cola oder so?«, fragt er Malone.

»Cola klingt gut«, antwortet der.

Durch eine Glasschiebetür gehen sie raus auf die Terasse, und Freddy bietet Malone einen Liegestuhl an. Malone setzt sich und nimmt einen Schluck Cola. Der Ausblick von hier geht nach Westen. Grau und dunstig liegt Tijuana unter einem milchigen Himmel, eine hässliche Stadt, die sich planlos über hässliche Hügel ausbreitet. In der Ferne funkelt ein kleines Stück Meer, worauf Freddy wahnsinnig stolz ist. Er hat sein ganzes Leben lang für so etwas gearbeitet.

Der kleine Mann schnappt sich eine Gießkanne und plappert beim Blumengießen ohne Pause über die Käfer, die seine Gardenien auffressen. So wie er dauernd in Bewegung ist, unfähig stillzusitzen, würde Malone wetten, dass er kein besonders guter Boxer war. Wahrscheinlich konnte er sich nie an einen Plan halten, sondern stieg einfach in den Ring und schlug drauflos, bis ihm die Luft ausging und sein Gegner ihn zu Hackfleisch machte.

Das würde auch die Narben im Gesicht und die kaputte Nase erklären. Das Publikum war aber sicher begeistert von ihm. Nichts bringt die Menge so in Wallung wie ein Bluter.

Nach ein paar Minuten versichert sich Freddy mit einem Blick durch die Schiebetür, dass seine Frau nicht in der Nähe ist, und fragt Malone: »Sag mal, als du verheiratet warst, hattest du da noch was mit anderen?«

»Nein«, sagt Malone, »hatte ich nicht.« Das ist das Letzte, worüber er sprechen will. In der Ferne kreist ein Bussard über einer Müllhalde.

»Aber du warst auch nur ... wie lange verheiratet? Ein Jahr?«, fragt Freddy.

»Fünf Jahre«, antwortet Malone.

Freddy zischt durch die Zähne und winkt ab. »Siehst du, ich bin schon zwanzig Jahre mit Sonia zusammen«, sagt er. »Zwanzig. Stell dir das mal vor. Ich meine, ich liebe sie, aber sie ist nicht die Frau, die ich geheiratet habe. Nach sechs Kindern, meine ich.« Mit den Händen formt er Hängetitten und einen riesigen Hintern. »Einfach nicht dieselbe.«

Peinlich berührt rutscht Malone auf seinem Stuhl herum. Von den Einzelheiten der Leben anderer möchte er lieber nichts wissen. Viel zu oft sind sie schmerzlich, viel zu oft konfrontieren sie ihn mit Dingen, denen er zu entgehen versucht.

»Deswegen hab ich Freundinnen«, fährt Freddy flüsternd fort. »Eine oder zwei, nur zum Vögeln, damit ich nicht vergesse, wie's mit einer ist, der's auch Spaß macht. Einer meiner Freunde sagt immer: ›Alter, du gibst zu viel Geld für diese *putas* aus. Dafür gibt's doch das Internet.« Er schüttelt die Faust vor dem Schritt, als würde er masturbieren. »Aber ich sag dann immer: ›Hey, ich bin kein Schuljunge, ich bin ein richtiger Mann, und ich brauch 'ne richtige Frau.« Dabei«, sagt er und wiederholt die Geste von eben, »komm ich mir bescheuert vor. Da fick ich ja noch lieber meine Frau.«

Freddys Handy klingelt. Er nimmt es vom Gürtel und schreit schon hinein, bevor er es am Ohr hat. Malone sieht hinaus zu dem Fleckchen Pazifik, das dem Kerl so viel bedeutet. Im Sonnenlicht glänzt es so stark, dass seine Augen sich nur mühsam daran gewöhnen. Er trinkt seine Cola aus und trommelt mit den Fingern auf der Dose.

»Okay, bist du bereit, Kohle zu machen?«, fragt Freddy und steckt sein Telefon wieder an den Gürtel.

»Dafür bin ich hergekommen«, sagt Malone.

Ein lauter Knall lässt sie beide hochfahren. Eines der Kinder, eines der kleinen, ist mit Wucht gegen die Glasschiebetür geknallt und brüllt sich jetzt auf dem Küchenboden die Seele aus dem Leib.

»*No, no, no, mijo*«, gurrte Freddy, während er die Tür aufschiebt und den kleinen Kerl in die Arme nimmt. »Nicht weinen, mein Sohn. Nicht weinen.«

Malone lenkt den Crown Vic durch das Tor des Maschen- und Stacheldrahtzauns rund um Goyo's, eine Autowerkstatt in einer ungemütlichen Gegend unweit des Grenzübergangs San Ysidro. Hinter ihm fährt Freddy in seinem verbeulten Nissan Pick-up. Goyo ist ein fetter Kerl in einem schmutzigen, blauen Arbeitshemd, auf dessen Brusttasche ein Aufnäher mit dem Namen »Sam« prangt. Er schiebt das Tor zu und streitet dann auf Spanisch mit Freddy. Sie sprechen zu schnell, als dass Malone folgen könnte.

Malone steigt aus dem Vic auf den staubigen Platz. Langsam wird es wieder Zeit für einen Drink, aber er wartet besser bis nach der Grenze. Seine Nervosität angesichts der Fahrt wächst, kriecht ihm vom Rücken in den Nacken.

Goyo und Freddy einigen sich darauf, verschiedener Meinung zu sein, und Freddy ruft Malone auf dem Weg in die Werkstatt zu, er soll den Kofferraum öffnen. Kurz darauf treibt Goyo fünf verängstigte Männer in die Sonne, wo sie mit gesenktem Blick stehen bleiben und mit den Füßen scharren. Malone sieht ihnen nicht ins Gesicht, will gar nicht wissen, wie sie aussehen.

Goyo geht zum Tor, sieht auf die Straße und gibt Freddy ein Zeichen, dass die Luft rein ist.

»*Ándale, ándale*«, befiehlt Freddy den *pollos*. Er muss ihnen fast in den Hintern treten, damit sie zum Wagen gehen. Einer nach dem anderen steigen sie in den Kofferraum und legen sich auf die Seite, damit alle hineinpassen. Freddy gibt ihnen letzte Anweisungen: Nicht durchdrehen, ihr habt genügend Luft. Bleibt ruhig, dann seid ihr in einer Stunde im Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

»*Tiene agua?*«, fragt er, die Hand schon am Kofferraumdeckel.

»*Sí*«, antworten sie einstimmig, und einer hält eine Flasche Wasser hoch.

»*Buena suerte* – viel Glück!«, sagt Freddy und schlägt den Deckel zu.

Freddys Mechaniker hat beim Umbau der Federung des Vic ganze Arbeit geleistet. Das Heck hängt kein bisschen durch, trotz des großen Gewichts im Kofferraum. Malone rutscht auf den Fahrersitz und lässt den Motor an, Freddy bückt sich zum offenen Fenster.

»Alles cool?«, fragt er.

»Coolissimo«, antwortet Malone.

»Dann hau endlich ab.«

Goyo öffnet das Tor, und Malone stößt zurück auf die Straße. Er fährt ruhig und langsam, um die Ladung nicht zu sehr durchzuschütteln, aber die vielen Schlaglöcher machen das nicht gerade leichter.

Ein paar Minuten später steht er mit tausend anderen Autos in der Schlange am Grenzübergang, in vierundzwanzig Spuren nebeneinander. Von so weit hinten wird es mindestens eine halbe Stunde dauern. Er winkt einen der Verkäufer zu sich, die inmitten des schleichenden Verkehrs unterwegs sind, und kauft eine Flasche Wasser. Andere Kleinunternehmer verhökern Churros und Eiscreme, Sombreros und Gipsstatuen von Bart Simpson. Einer jongliert mit Orangen, ein anderer spuckt für Trinkgeld Feuer. Die letzte Chance, noch etwas von der guten amerikanischen Kohle abzugreifen, bevor sie wieder über die Grenze verschwindet.

Malone beißt im Takt zur Musik aus dem Truck nebenan die Zähne zusammen und lässt wieder locker. In der Highschool war er Turmspringer und hatte vor jedem Wettkampf die Hosen genauso voll wie jetzt, wäre am liebsten aus seiner Haut geschlüpft. Doch sobald er absprang, verschwand die Aufregung, und es blieb nur die friedliche Ruhe des unausweichlichen Falls.

Hinten bewegt sich offenbar jemand, denn der Vic wackelt ein wenig. Malone dreht die Klimaanlage voll auf und hofft, dass die kalte Luft zum Kofferraum durchdringt. Einmal ist ihm einer durchgedreht, hat geschrien und versucht, den Kofferraum aufzutreten, und das nicht mal fünfzig Meter vor der Grenze. Seine Panik steckte die anderen *pollos* an, und bald darauf drehten sie alle am Rad.

Eingeklemmt zwischen anderen Fahrzeugen sah Malone nur noch einen Ausweg: Er stieg aus, machte den Kofferraum auf und rannte zu Fuß zurück nach Tijuana. Die anderen Fahrer sahen mit offenen Mündern zu, wie nacheinander sechs Mexikaner aus dem Kofferraum kletterten und in dieselbe Richtung davonliefen.

Diesmal beruhigen sie sich schnell wieder. Wahrscheinlich ist jemand der Arm eingeschlafen oder so. Der Vic schiebt sich langsam weiter auf die Grenze zu, und Malone nimmt seine Sonnenbrille ab, um die Gläser mit seinem Shirt zu putzen. Drei Autos trennen ihn noch von der Grenzbeamten, und sein Puls rast. Zwei Autos entfernt ist es noch schlimmer. Aber als er am Kontrollhäuschen vorfährt, ist er wie immer vollkommen ruhig.

Die Kontrolleurin ist eine Latina, deren stämmiger Körper ihre Uniform zu sprengen droht. Sie hat blond gefärbtes Haar und ist zu stark geschminkt. Malone reicht ihr seinen Pass, und sie mustert kurz den Wagen.

»Wie lange waren Sie in Mexiko?«, fragt sie, während sie Daten in ihren Computer eingibt.

»Zwei Tage«, antwortet Malone.

»Und wo?«

»In Rosarito. Meine Familie hat da eine Wohnung.«

»Und wie viel Stoff haben Sie dabei?«

Ein Spaßvogel. Kommt ab und zu vor. »Sehr witzig«, sagt Malone.

Die Frau lächelt ihm kurz zu und winkt ihn durch, in Gedanken schon beim nächsten Fahrzeug. Bis er ein paar Meilen entfernt ist, blickt Malone immer wieder hinter sich auf den Freeway. Er kann nicht fassen, dass es so leicht ist, auch nach zweiundzwanzig Fahrten nicht. Er lässt die Scheibe runter, stößt mit dem Atem die Angst aus den Lungen und nimmt einen tiefen Zug frische Luft.

Planmäßig fährt er in National City von der Interstate 5 ab und hält an einer Tankstelle. Freddy bleibt beim Geschäftlichen, als Malone ihn anruft, um nach dem Weg zum Treffpunkt zu fragen. Kein Gerede von Freundinnen, nur links, dann rechts, dann wieder links.

Der Treffpunkt ist ein heruntergekommenes Ranch-Style-Haus in einer Gegend voll heruntergekommener Ranch-Style-Häuser. Vor dreißig Jahren war es noch irgendjemandes Traumschloss. Jetzt hängen *cholos* an der Ecke rum, Pitbulls sitzen im Garten, und jemand hat ein drei Meter großes Gangsymbol mitten auf die Straße gemalt. Alles geht den Bach runter.

Malone biegt in die Einfahrt von Nummer 1520 ein und hupt. Ein großer, glatzköpfiger Gangster tragt aus dem Haus und öffnet das Garagentor. Malone fährt hinein, und das Tor schließt sich wieder. Zwei weitere Schläger kommen aus dem Haus in die Garage.

»Was geht ab?«, sagt einer von ihnen, der mit der tätowierten 13 auf dem Hals, zu Malone. Es klingt eher wie eine Kampfansage als wie ein Gruß. Malone steigt aus und schließt den Kofferraum auf. Der erste *pollo* klettert heraus und hilft dann den anderen. Das grelle Licht der blanken Glühbirne fällt auf ihre roten, schwitzenden Gesichter, und sie reißen ängstlich die Augen auf, als sie ihre Gastgeber entdecken. Malone kann ihnen das nicht verübeln. Diese Gorillas machen auch ihm Angst.

»Los, ins Haus«, bellt 13 sie auf Spanisch an, und sie schlurfen mit gesenkten Köpfen davon, eher wie Gefangene als wie Männer am Anfang eines neuen Lebens. Der, der den anderen aus dem Kofferraum half, nimmt Malones Hand.

»Gracias, Señor.«

»De nada«, antwortet Malone. »Buena suerte.«

13 gibt Malone einen Umschlag mit 2 500 Dollar. Malone steigt wieder ins Auto, und jemand öffnet das Garagentor für ihn. Fünf Minuten später ist er wieder auf dem Freeway, auf dem Weg zu der Straßenbahnhaltstelle, bei der er sein eigenes Auto geparkt hat. Dort wird er den Vic abstellen und die Schlüssel unter der Stoßstange verstecken, für denjenigen, der ihn später für Freddy abholt. Dann wird er nach Hause fahren. Lief alles wie am Schnürchen heute, außer dass dieser Idiot sich bei ihm bedankt hat. Jetzt wird Malone sich an ihn erinnern, an ihn denken, für ihn hoffen, und das, scheiße, das passt ihm überhaupt nicht.